

Vortrag am 31.5.2010 von Katrin Göring-Eckardt  
 Petersberger Gespräche des Fördervereins Collegialstift St.Peter und Paul e.V.  
 Ort: ehemalige Stifts- und Kosterkirche St. Peter und Paul, Petersberg, Erfurt  
 Beginn: 19.00 Uhr  
 Titel: „Suchest der Stadt Bestes – Christentum und Politik in konfessionslosen Zeiten“

--- Es gilt das gesprochene Wort. ---

Sehr geehrte Damen und Herren,  
 was haben Sie eigentlich vergangenen Montag gemacht? Nun, wie immer gearbeitet, wird manch einer von Ihnen sicher sofort denken, doch halt, da war doch was...  
 Genau, es war nämlich gar kein Arbeitstag, sondern ein Feiertag. Pfingstmontag. Aber, was macht man eigentlich so am Pfingstmontag? Weihnachten gibt es den Weihnachtsmann und den Tannenbaum, zu Ostern den Osterhasen und die Ostereier, aber Pfingsten und dann noch Pfingstmontag? Pfingsten sind eben die Geschenke am geringsten und man kann noch nicht mal mit den Kindern die neue Legoburg zusammenbauen...Also doch frei, Ruhe, ausschlafen, ein bisschen Sport, ein bisschen sinnieren, so wie ich?

Damit habe ich wohl das gemacht, was auch die Mehrheit aller Menschen in diesem Land an Pfingstmontag gemacht hat. Ich habe es mir gutgehen lassen und frei gemacht. Mir die Freiheit genommen, zu tun und lassen, was ich will. Mich ein wenig aufzuwärmen nach dem Dauerkalt des ÖKT. Manch einer wird jetzt vielleicht schon denken: „und das, obwohl Du doch in der Kirche bist?“ Und ich antworte: „ja genau, aber gerade weil ich evangelisch bin.“

Ich erzähle Ihnen dies deshalb, weil Sie daran sehen können, was ich für eine bin. Als Thema meines Vortrags haben Sie ja „Suchet der Stadt Bestes - Christentum und Politik in konfessionslosen Zeiten“ gewählt, und da haben Sie sich mit mir wohlweislich eine ausgesucht, die in ihrer Person alles in sich zu vereinen scheint. Von Beruf bin ich Politikerin, als Bundestagsabgeordnete. Aber ich bin auch die Präses der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, d.h. die Vorsitzende des evangelischen Kirchenparlaments. Nächstes Jahr werde ich zudem die Präsidentin des Evangelischen Kirchentags in Dresden sein.

„Suchet der Stadt Bestes“ – sicher, das ist der Ratschlag des Propheten Jeremia an die nach Babylon verschleppten Israeliten, aber immer wenn ich ihn höre, dann öffnet sich in meinem Gedanken ein Fenster in die Vergangenheit und ich erinnere mich an die Zeit, in der wir in der Kirche in der DDR schon von Freiheit träumten als noch keine Aussicht auf das Ende dieses sozialistischen Unterdrückungsstaates bestand. Und ich erinnere mich an die vollen Kirchen von 1989, die Friedensgebete, die Kerzen und die Demonstrationen, die erste friedliche Revolution auf deutschen Boden, die uns Menschen im Osten die Freiheit brachte. „Suchet der Stadt Bestes“ – immer war dieser Satz als Grundmelodie mit dabei. Mich selbst schlug es damals als junge Theologiestudentin in den Strudel der politischen Arbeit. Endlich Freiheit, endlich Mitgestalten können, das Zusammenleben mitverantworten und neue Wege finden, frei und demokratisch zu leben.

Heute, knapp zwanzig Jahre später, da bringt aber auch das kleine Wort „konfessionslos“ in mir viele Gedanken zum Schwingen. Ich bin meiner Heimat Thüringen treu geblieben, noch immer lebe ich hier sehr gern. Doch ein großes Aufblühen der christlichen Kirchen, wie viele in der Euphorie der Wendezeit erwarteten, gab es nicht. Von ihren Zahlen her sind die Christinnen und Christen noch immer eine Minderheit in den neuen Bundesländern.

Vor zwei Wochen, auf dem Ökumenischen Kirchentag in München, da habe ich sehr viele schöne und eindruckliche Momente erlebt. Ein für mich sehr eindruckliche Veranstaltung war dabei ein ökumenischer Gedenkgottesdienst in der Versöhnungskirche in Dachau zur Erinnerung an die vor 65 Jahren geschehene Befreiung vom Nationalsozialismus. Einer der Theologen, der mir selbst sehr viel bedeu-

tet, hat diese Zeit des Naziterrors leider nicht überlebt. Sein Todestag jährte sich dieses Jahr im April auch zum 65. Mal. Ich spreche von Dietrich Bonhoeffer. Am 3. April 1943 wurde er verhaftet und wegen seiner Beteiligung an der Vorbereitung des Putschversuchs vom 20. Juli 1944 am 09. April 1945 im Konzentrationslager Flossenbürg ermordet. Obwohl Pazifist, entschloss sich Bonhoeffer zum gewaltsamen Widerstand gegen das Naziregime, weil er darin das „heute und hier Notwendige“ erkannt hatte.

Während der letzten Jahre seiner Inhaftierung beschäftigt Bonhoeffer vor allem das Problem einer „mündig gewordenen Welt“, einer moderne Welt, in der gelebt wird, als ob es Gott nicht gäbe. „Gott gibt uns zu wissen, dass wir leben müssen als solche, die mit dem Leben ohne Gott fertig werden“, schreibt Bonhoeffer in einem seiner Briefe an den Freund Eberhard Bethge. Dies bedeutet allerdings keineswegs, dass sich für ihn die Gottesfrage erübrigt hätte. Die Betonung aber liegt nicht auf dem allmächtigen Gott, „der es schon richten wird“, sondern auf dem ohnmächtigen Gott, der mitleidet. Eine „mündig gewordene Welt“ hat sich nicht von Gott, sondern von einem bestimmten Gottesbild emanzipiert. Die Menschen müssen die Verantwortung für ihr Handeln selbst übernehmen, sie können sie nicht auf Gott abwälzen. Bonhoeffer hält es für die Aufgabe der Christen, in „tiefer Diesseitigkeit“ zu leben, in unbedingter Hinwendung zur Welt. Christus sendet seine Jünger aus, damit sie sich rückhaltlos in den Dienst für die Menschen stellen.

Denn Christ-Sein darf nicht stehen bleiben beim Beten im stillen Kämmerlein, beim Feiern kirchlicher Feste, weil das Heiraten in der Kirche doch schöner ist als im Rathaus mit dem leiernden Tonfall der Beamtin, oder bei einer verträglichen Hoffnung auf das Jenseits. Prägnanter als mit einem Satz Bonhoeffers selbst kann man es nicht ausdrücken: „Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen“.

Die Umstände, die Dietrich Bonhoeffer zu seinem derart entschiedenen Handeln herausforderten sind unvergleichlich und ohne jede Parallele. Aber selbstverständlich sind wir selbst heute und jeden Tag neu gefragt, was es bedeutet unser Christ-Sein zu leben im Einsatz für die Welt.

Das „heute und hier Notwendige“ zu tun und mutig einzustehen für etwas, das man als richtig und unbedingt notwendig erkannt hat, haben viele von uns in einer Intensität erlebt, die für manche prägend bleiben wird, hoffentlich. Zu Wendezeiten wollten wir Gesellschaft verändern – aus einer christlichen Überzeugung heraus. Die Texte aus der Bibel machten uns Mut für eine Vision von Kirche und Gesellschaft, nach der es zu streben lohnte. „Selig sind, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden“ (Mt 5,6), aber eben auch: „Suchte der Stadt Bestes“ (Jer 29,7) Solche Worte haben mich, haben uns damals bewegt und bestärkt, und uns zu selbstständigem und unbequemem Denken angeregt. Die Kirchen boten den Schutz und jenen Freiraum, den das „verordnete Denken“ auszuschließen suchte. Auch die Frage der Freiheit, der Freiheit das Nötige auch zu tun, hat hohe Bedeutung und Präsenz für politisches wie gesellschaftliches Handeln.

Bedeutet das nicht einen ständigen Spagat zwischen christlicher Überzeugung und politischer Realität? Schließlich kann man den Glauben nicht zwischendurch mal eben ablegen, um eine Entscheidung sozusagen „wertfrei“ zu treffen und man muss doch immer wieder Kompromisse machen, wo Glaube und Christentum doch kompromisslos sind, Jesus selbst vor allem, der nicht bereit war, es unterhalb einer Revolution zu machen. Ist also Glaube ein Mäntelchen, das man zu dieser Gelegenheit anziehen und zu einer anderen ablegen muss?

Der Glaube gehört zu meiner Person dazu. Er prägt mich. Er stärkt mich in meinem Leben und tut mir gut. Er gehört zu den grundlegendsten, schönsten und wichtigsten Dingen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Für mich bedeutet das in erster Linie, dass ich Politik bewusst von meinem Standpunkt als Christin aus mache und dass ich meinen Standpunkt auch nicht verleugne. Nicht Politik mit aufgeschlagener Bibel, aber auch in der Politik nicht ohne Orientierung anhand der Geschichten und Gleichnisse von Jesus.

Eines jedoch ist klar: Es gibt keine „christliche Politik“ im eigentlichen Sinne. Dann hätten sich die Christen ja längst zu einer einzigen Partei zusammen geschlossen. In der Bergpredigt steht keine Anleitung für den Umgang mit der Gesundheitsreform. Allein, Christen können, ja müssen wohl von ihrem Standpunkt aus Politik machen. Wichtig ist, dass er oder sie egal in welcher Partei, den eigenen Standpunkt, das eigene Sein, das christliche Bekenntnis nicht verleugnet. Wir alle wissen, ein Christ kann nie vollkommen handeln, er ist sich seiner Grenzen bewusst.

Es gibt jedenfalls keine Schablone, nach der man sich richten kann, man kann ja leider nicht die Bibel aufschlagen und darin finden, wie stimme ich zum Beispiel beim Verkehrswegeplan ab. Man wird natürlich als Christin immer eine Leitschnur haben, und trotzdem entscheiden Christinnen und Christen auch bei ethischen Fragen mitunter unterschiedlich. Selbst bei so existenziellen Fragen wie beim Stammzellgesetz, der Präambel oder dem Patientenverfügungsgesetz stimmen Christinnen und Christen im Bundestag unterschiedlich.

Es ist offensichtlich nicht so, dass es einen Königsweg gibt. Es ist nicht so, dass es eine vorgestanzte Antwort gibt, sondern es ist eigentlich das, was uns als Christinnen und Christen immer umtreibt: Dass wir fragen, dass wir zweifeln und dass wir glauben. Und mit diesen drei Werten kann man eigentlich auch den Prozess beschreiben, mit dem man in ethischen Fragen dann zu Entscheidungen und Ergebnissen kommt. Vor allem wissen wir: es gibt etwas, das ist größer als wir. Wir können auch irren. Wir werden irren. Werden wir es auch zugeben? Uns korrigieren?

Fragen und zweifeln entbindet aber nicht von einer Antwort. Man kann sicherlich eine Zeit lang sagen, darüber denke ich noch nach. Das ist nicht unbedingt üblich in der Politik, dass man nicht sofort eine Antwort hat, wenn irgendein Mikrofon vor der Nase steht. Das machen nur wenige, aber irgendwann muss man eine Antwort geben, sich dem Aussetzen was ist in der Welt. Sich denen aussetzen, die es anders sehen. Im Zweifelsfall sogar: Abstimmen im Deutschen Bundestag. Doch gerade ethisch wichtige Abstimmungen heißen auch, dass ich Antworten und Beratung nie alleine in der Politik suche, sondern immer auch noch mit anderen rede, übrigens auch manchmal über Fraktionsgrenzen hinweg, mit Leuten, die ich aus meiner Kirche kenne oder eben Menschen von außerhalb. Mir persönlich ist das sehr wichtig, denn natürlich finden manche Diskussionen auch oft ein bisschen unter der eigenen Käseglocke statt.

Manchmal höre ich auch die Frage mit vorwurfsvollem Unterton: Wie das denn mit einer christlichen Haltung zu vereinbaren sei, denn „den Politikern“ gehe es „ja doch nur um die Macht“. Ich sage ihnen: Es geht um Macht. Ohne Macht wird man nichts durchsetzen. Aber es geht nicht um die Macht um ihrer selbst willen, zur egozentrierten Selbstbestätigung oder um Macht über Menschen, um sie zu Spielbällen der eigenen Interessen zu machen. Es geht um die Macht zu gestalten. Wer Dinge verändern will, der braucht dazu auch die Möglichkeiten.

Gleichwohl müssen wir immer wieder kritisch prüfen, wie die, denen Gestaltungsmacht gegeben ist, mit den Menschen in ihrem Umfeld umgehen, mit jenen die sie leiten und führen oder für die sie mit ihren Entscheidungen Verantwortungen eingehen. Das gilt im Übrigen in der Politik genauso wie in der Kirche.

Das erste Gesetz, das ich als gerade frisch gewählte Abgeordnete mit verhandelt habe, war eines über Gesundheit. Mir gegenüber saß Rudolf Dreßler, an den man sich in diesen Tagen wieder erinnert. Er sagte plötzlich, mitten in den Streit über Beitragssätze und Krankenhaustarife hinein: „Das betrifft übrigens viele Millionen Menschen.“ Er hat versucht, das zum Argument für seinen Vorschlag zu machen. Ich selbst war ziemlich erschrocken. Da saßen wir in einem Ministerium bei irgendwelchen Schnittchen und redeten über etwas, das so viele Menschen betrifft. Gut, wenn man dann mit dem Wort Demut etwas anfangen kann.

Wie ist es nun aber, so können Sie fragen, wenn Sie ihre Politik aus christlichem Verständnis heraus

betreiben, aber das Christentum in unserem Land doch ständig im Rückgang begriffen ist? Sind Sie nicht die Vertreterin des Volkes und sollen seinen Willen vertreten? Was haben Sie denn da mit den Kirchen am Hut? Sie merken, ich übertreibe, obwohl es insbesondere in ehemaligen und neuen sozialistischen Kreisen immer wieder den ein oder anderen gibt, der gern jetzt schon das Christentum für tot und die Kirchen zu aussterbende Minderheitenorganisationen erklärt. Der sich noch immer wünscht, der Glaube werde absterben, weil erst dann eine wahre freie Gesellschaft entstehen könne. Der Glaube als „Gotteswahn“, als neurologisches Hirngespinnst. Und natürlich, insbesondere im Osten stellt sich natürlich die Frage nach der Bedeutung der Kirche für die Gesellschaft auf besondere Weise.

Aber bevor ich auf die Frage der östlichen „Konfessionslosigkeit“ noch genauer eingehe, möchte ich den Blick weiten. Denn beim Kreisen um die eigene Lebenswelt vergisst man oft, dass es vielleicht im Großen und Ganzen ja ganz anders ist. So lassen Sie uns mal diese Käseglocke lüften, indem wir uns die Situation der Kirchen in unserem Land anschauen. Wie sieht sie eigentlich aus, die christliche Großwetterlage?

Überblickt man die aktuellen "kirchen-klimatischen Verhältnissen", so kann man für die evangelische Seite sagen: Heiter bis wolkgig. Gemischte Wetterlage. Zunächst zur heiteren Seite, die man manchmal bei dem Reden über Wandel, Bewegung, Veränderung und bei dem Jammern und Lamentieren über schrumpfende Mitgliedszahlen oft all zu leicht übersieht: Wir leben in der evangelischen und die katholischen Kirche in Deutschland Anfang des 21. Jahrhunderts in so günstigen kirchlichen Verhältnissen wie zu kaum einer anderen Zeit und an kaum einem anderen Ort. Wir können heute in Deutschland, in Ost wie West, ungehindert und ohne Gefahr Gottesdienst feiern, das Evangelium verkündigen, in Diakonie, Seelsorge, Bildung und Medien öffentlich wirksam sein. Das ist - gerade wenn man die Situation vieler verfolgter Christinnen und Christen weltweit vor Augen hat - ein so hohes Gut, für das wir Gott gar nicht genug dankbar sein können. Als meine Mutter in den 50er Jahren in Gotha zur Schule ging, war das dort noch anders. Da wurden alle in die Aula bestellt und dann wurde gefragt, wer in die Junge Gemeinde gehe. Sie war eine von dreien, die dann kein Abitur machen durften. Sie wurde Zahnarzhelferin statt Zahnärztin. Bei mir war es schon leichter. Ich musste nur für einen Tag nach Hause gehen, weil das Kreuz, das ich zur Konfirmation bekommen hatte, angeblich zu groß war, um als Schmuck gelten zu können. Aber natürlich war in der DDR niemand vom Tod bedroht, weil er oder sie Christin war.

Von 82 Millionen Bürgern der Bundesrepublik Deutschland gehören 52 Millionen einer christlichen Kirche an, 25 Millionen davon der evangelischen Kirche. Zwar gibt es in der Mitgliedschaft ein deutliches West-Ostgefälle, aber es gibt nirgendwo in der Bundesrepublik „weiße Flecken“ auf der kirchlichen Landkarte. Wir haben einen riesigen geistlichen Schatz - angefangen bei denen, die sich aktiv in ihrer Kirche engagieren, im Haupt- oder im Nebenamt. Unterschiedliche Schätzungen gehen davon aus, dass zwischen einer und vier Millionen Menschen ehrenamtlich in der evangelischen Kirche tätig sind, davon alleine rund 120.000 Menschen im Gemeindevorstand oder Presbyterium, das heißt, sie sind Kirchenleitende. Sie merken, nun rede ich mal kurz als Präses der EKD-Synode. Wir haben in der evangelischen Kirche über 20.000 theologisch gut ausgebildeter Pfarrerinnen und Pfarrer. Im weiten Feld der Diakonie arbeiten über 450.000 Menschen. Dazu kommen die Kirchenmusiker/innen, Diakon/innen, Lehrer/innen, Küster/innen, Sekretär/innen. Ein weiterer Schatz liegt etwa in den vielen schönen und wertvollen Kirchen. In nahezu jedem Dorf in Deutschland finden Sie eine christliche Kirche, sei es nun von der evangelischen, von der katholischen oder von beiden. Wir sind - wie Bischof Noack einmal speziell im Blick auf die Landeskirchen im Osten Deutschlands gesagt hat - "steinreich" an solchen Orten gelebten Glaubens, an "durch-beteten" Kirchräumen, die als "sprechende Steine" Zeugnis vom Evangelium ablegen. Ich weiß schon, mancher will gleich stöhnen ob der Baulast und der Strassenausbaubeiträge. Aber dennoch. Sie sind da und das ist erst einmal wunderbar.

Wir haben einen geistlichen Schatz an theologischen Erkenntnissen. Der Streit darüber, ob die Theologie eine Wissenschaft sei, der im Wissenschaftsrat geführt wurde, ist dabei eine spannende Heraus-

forderung. Ich finde, wir sollten sie getrost, freudig und voller Energie aufnehmen, allein die Frage danach, was die Theologie von anderen Geisteswissenschaften unterscheidet, dürfte interessant sein. Aber gern auch die nach der Unterscheidung von einer Wissenschaft wie der Medizin, in der es doch immer wieder zu erkennen gilt, dass nicht alle Vorgänge biologisch oder chemisch zu erklären sind. Auch politisch spannend ist natürlich in diesem Zusammenhang die allgemein geäußerte Zustimmung zu der Idee, in Deutschland Imame auszubilden. Jedenfalls sind wir glücklicherweise auch reich an Bildungsorten: Kindertagesstätten, Religionsunterricht an öffentlichen Schulen oder insgesamt rund 1.000 evangelischen Schulen bis hin zu den theologischen Fachbereichen und Fakultäten an den Universitäten oder den eigenen kirchlichen Hochschulen.

Wir haben eine sehr gute ökumenische Beziehung zu anderen Kirchen, insbesondere zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche im Land, die uns an vielen Stellen eng zusammen arbeiten lässt, wie etwa beim ökumenischen Kirchentag oder bei den unzähligen engen Kooperationen auf Gemeindeebene, eine vertraute und tragfähige Beziehung, die auch manche medial mal gern überinszenierte Spannung gut aushalten lässt.

Nach so viel Sonne nun zu den Wolken. Die evangelische Kirche steht - in vielem ähnlich wie die katholische - zugleich vor großen Herausforderungen. So sagt man das ja lieber, wenn man von schwierigen Entwicklungen redet.

Einige kurz umrissene Problemfelder: Wir verlieren jedes Jahr etwa um die 200.000 bis 300.000 Mitglieder. Das sind - einmal institutionell umgerechnet - rund 100 bis 150 Ortsgemeinden bei einer durchschnittlichen Gemeindegliederzahl von 2.000 Personen. Dieses Problem teilt sie mit anderen großen Institutionen wie Parteien oder Gewerkschaften und auch mit den sogenannten "mainstream churches" anderer Länder - was das Problem aber keineswegs geringer macht, im Gegenteil. Es zeigt vielmehr die strukturelle Abhängigkeit von Rahmenbedingungen, die nur zum Teil von ihr selbst zu beeinflussen sind.

Zwei Drittel dieses Mitgliederschwundes gehen dabei allein auf demographische Gründe zurück. Die evangelische Kirche ist - auf Grund der Kirchenaustritte früher Jahre - stärker überaltert als die Bevölkerung in Deutschland insgesamt - und dies vor allem in den ostdeutschen Landeskirchen. Selbst wenn wir in den kommenden Jahren kein einziges Mitglied durch Austritt verlieren würden - womit nicht zu rechnen ist - und wenn wir jedes Kind mit einem evangelischen Elternteil taufen würden - was wir derzeit nicht tun - und auch wenn wir die nicht unerhebliche Zahl von rund 60.000 Menschen dazurechnen, die jedes Jahr durch Erwachsenentaufen, Wiedereintritte oder Übertritte zur evangelischen Kirche dazukommen, selbst dann werden wir in den nächsten Jahren weiter schrumpfen. Einfach, weil die Überalterung in der Kirche so stark ist.

Eine weitere Herausforderung besteht darin, dass die Familie als primärer Ort religiöser Sozialisation ihren Charakter verändert hat. Eltern und vor allem auch Großeltern spielen - wie Studien belegen - die bei weitem wichtigste Rolle in der Weitergabe christlichen Glaubens noch weit vor allem, was später in Kindergarten, Kirche oder Schule vermittelt werden kann. Glaube lernt man als Muttersprache. Diese Sozialisationsinstanz fällt jedoch in vielen Fällen aus: weil es den Eltern an Sprachfähigkeit für den eigenen Glauben mangelt, weil die Großeltern zu weit weg sind, weil die Pluralität religiöser Prägungen in den Familien höher ist als früher oder weil man bei der zweiten oder dritten Eheschließung den erneuten Gang zur Kirche scheut. Auch wenn die Taufbereitschaft der Kirchenmitglieder nach eigenen Angaben insgesamt gestiegen ist, sprechen die zurückgehenden Tauf- und Trauzahlen in den letzten Jahren eine deutliche Sprache.

Zudem hat sich auf Grund des veränderten religiösen Umfeldes die Selbstverständlichkeit, mit der man früher, zumindest noch lange in der alten Bundesrepublik, in der Kirche war, geändert. Kirchenmitgliedschaft wird nicht länger einfach von den Eltern gleichsam "sozial ererbt", sondern im Laufe des eigenen Lebens zum Gegenstand bewusster Entscheidung. Die Kirche ist eine Anbieterin

neben anderen auf dem sich pluralisierenden Markt religiöser Sinnangebote. Daran ist natürlich erst einmal etwas sehr positives, denn wir haben mehr bewusst überzeugte Christinnen und Christen und weniger rein traditionelle Mitglieder.

Und endlich - um auch hier die offene Liste mit einem wichtigen Punkt zu beschließen - hat sich die Kenntnis christlicher Glaubensüberlieferung und die Vertrautheit religiöser Praxis massiv verändert. Der Pegelstand des „religiöse Verfügungswissen“ ist gesunken, an manchen Stellen bis zur Notwendigkeit einer neuen Alphabetisierung. Ob biblische Geschichten, Kirchenlieder, Bekenntnisse, Gottesdienste: diese Texte und Riten leben davon, dass sie eingeübt, wiederholt, memoriert, meditiert, verinnerlicht werden. Die Schnelligkeit und die Bilderflut im „Tempodrom“ der Massenmedien bieten nicht gerade günstige Bedingung für die Vermittlung und Aneignung von christlichem Glauben. Glaube ist wie gute Poesie - es braucht Zeit, Ruhe und immer wieder neue Begegnung, ihn zu verstehen. Auch hier sei der Osten Deutschlands noch einmal in besonderer Weise erwähnt. Der Versuch der Entchristlichung hat auch dort, wo es um die Tradition von Kunst und Kultur ging, versucht, christliche Wurzeln und Bezüge zu eliminieren, soweit es eben ging. Es fehlt also ganzen Generationen regelrecht an christlichem Grund- und Allgemeinwissen, ganz jenseits von Glaubenserfahrungen und -bezügen. Sehr eindrücklich ist dabei zum Beispiel die Erfahrung, die Sie machen können, wenn Sie mal mit den Kirchenführern des Berliner Domes sprechen. Die berichten von der regelmäßigen Erfahrung, dass da Schulklassen kommen und die Schülerinnen und Schüler fragen, was denn da der Mann am dem Kreuz mache und wer der sei. Und zum Erstaunen der Domführer dann öfters die muslimischen Schüler ihnen antworten und von Jesus erzählen können.

Über der Katholischen Kirche sind insbesondere in den letzten Monaten zusätzlich sehr dunkle Wolken aufgezogen und ich bin mir nicht sicher, ob ein reinigendes Gewitter noch aussteht oder ob sich die katholische Kirche schon in diesem befindet. In München auf dem Ökumenischen Kirchentag war der sexuelle Missbrauch oder besser, die sexuelle Gewalt an Kindern und Jugendlichen in kirchlichen Einrichtungen eines der großen Themen. Dabei möchte ich nicht verschweigen, dass nun auch in der Evangelischen Kirche einige Fälle sexueller Gewalt bekannt wurden. Das enorme Ausmaß der Fälle in der Katholischen Kirche erschreckt nun sowohl die Öffentlichkeit als auch die Katholiken selbst. Insbesondere im Süden unseres Landes erlebt die Katholische Kirche einen immensen Vertrauensverlust. Noch niemals zuvor sind mir persönlich so viele katholische Christinnen und Christen begegnet, die so erschüttert waren. Bei all diesen Fällen muss klar sein, dass die Opfer im Mittelpunkt stehen. Sie haben das Recht auf Aufklärung und Hilfe. Kirche ist kein rechtsfreier Raum. Auch in ihr gelten die Gesetze des Staates. Rechtsbruch und Verstöße gegen die Strafgesetzgebung des Landes müssen auch zur Anzeige gebracht werden.

Angesichts der Fälle des sexuellen Missbrauchs innerhalb der Kirchen, wozu natürlich noch eine Menge zu sagen wäre, z.B. dass trotz dieser vielen nun bekanntwerden Fälle, dies erschreckender Weise nur ein kleiner Prozentsatz aller Fälle von sexueller Gewalt an Kindern und Jugendlichen in unserem Land ist, angesichts dieser Fälle lassen Sie uns noch einmal den Satz vergegenwärtigen: „Suchet der Stadt Bestes“. Hier, in den konfessionellen Schulen und Einrichtungen, in denen Kinder und Jugendliche dieses Unrecht geschah, da muss man sagen, nein, hier hat die Kirche nicht der Stadt Bestes gesucht und getan. Hier haben Christen versagt, aber eben nicht nur unregelmäßige Kirchgänger, sondern sogar die kirchlichen Würdenträger selbst. Mönche und Pfarrer, Kirchenleitungen. Nicht irgendwelche Randgruppen, sondern Christen, die ihren Glauben sogar zum Beruf gemacht haben.

Lassen Sie mich mal ganz konsequent fragen: Ist dieser Fall nicht womöglich beispielhaft dafür, dass unsere aufgeklärte demokratische Gesellschaft vielleicht doch besser auf den christlichen Glauben verzichten sollte? Also weg mit den Kreuzen in Schulräumen, Ende der Zusammenarbeit des Staates mit den Kirchen? Wäre das des Staates Bestes?

Man kann diese Frage aber auch anders herum stellen, nämlich von christlicher Seite. Suchet der Stadt Bestes, was heißt das eigentlich in Hinblick auf unseren Staat? In Hinblick auf unsere Demokra-

tie? Hier nun komme ich noch einmal zurück auf die „Konfessionslosen-Frage“ von eben. Warum können auch religiös Andersdenkende oder unreligiöse Menschen guten Gewissens Politiker wählen, die sich in ihren Entscheidungen in ihrem christlichen Glauben leiten lassen? Warum können auch diejenigen den Einfluss der Kirchen in unserem Land gutheißen, die ihnen gar nicht angehören? Geht das eigentlich? Ja, davon bin ich überzeugt, das geht. Das geht deshalb, weil der christliche Glaube mit unserm Grundgesetz und den dort verankerten Grundsetzen nicht in Widerspruch steht, sondern die geradezu fördert, da er im Gegensatz zum Grundgesetz selbst, diese auch noch begründen kann. Ich möchte Ihnen dies kurz an einigen Beispielen verdeutlichen.

Alles, was wir in unserem Land politisch organisieren steht unter dem Artikel 1 des Grundgesetzes: Die Würde des Menschen ist unantastbar, sie zu achten und zu schützen aller staatlicher Gewalt. Man kann diese Menschenwürde unterschiedlich begründen. Christlich ist der Gedanke der Menschenwürde inhaltlich eine Konsequenz der biblischen Lehre von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen als Geschöpf Gottes (Genesis 1, 27). Diese Einsicht hat Auswirkungen auf kirchliches Handeln. Gerade dort, wo Menschen nicht aus eigener Kraft die Achtung ihrer Würde einfordern können. Insbesondere die diakonischen Einrichtungen der Kirchen, die Pflegestationen, die Altenheime, die Schulen und Ausbildungsstätten für Menschen mit geistiger oder körperlicher Behinderung sind Orte, an denen die Überzeugung der Menschenwürde beeindruckend zum Ausdruck kommt. Man mag ja vielleicht nicht von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen überzeugt sein, weil man gar nicht an den Gott glaubt, dem wir ähnlich sein sollen, aber wenn man die Menschenwürde liebt, dann gibt es keinen Grund, dann kann man auch die diakonischen Einrichtungen der Kirchen achten und sie unterstützen.

Ein anderes Beispiel: Wir sind im Jahr einundzwanzig nach der friedlichen Revolution. Die Mauer, die Grenzen wurden überwunden. Dann kam der, zugegeben, schwierigere Teil. Die Menschen, die auf der Mauer getanzt haben, wurden später arbeitslos oder gingen weg. Die, die die Trabis auf der anderen Seite mit Kuchen und Sekt begrüßten, ärgern sich monatlich über den Solidaritätszuschlag. Aber es bleibt die Freiheit. Und dass es friedlich ist. Trotzdem hört man nicht erst seit kurzen immer wieder: „So schlimm war es ja gar nicht. Und es war ja nicht alles schlecht“. Natürlich war in der DDR nicht alles schlecht. Wir haben ein Leben gelebt, dass sich immer wieder normal anfühlte, nicht nur im Persönlichen. Aber alles und jedes konnte sofort aufhören, wenn es nicht systemkonform war oder schien, wenn eine Person in Ungnade fiel. Diese Gesellschaft war vom Kindergarten bis zum Alter ideologisch durchherrscht. Es ist zynisch, daraus im Rückblick eine kleine Idylle zu machen. Die DDR war das Land, in der man wegen einer abweichenden Meinung von der Hochschule flog, in der jemandem damit gedroht werden konnte, die Kinder wegzunehmen, wenn er nicht mit der Stasi kooperierte und an deren Mauer geschossen wurde. Wie schnell wird eigentlich verdrängt, wie schnell geglättet? Wie blicken wir selbst zurück und was geben wir unseren Kindern weiter? Was wissen die heute Zwanzigjährigen? Erschreckend wenig. Doch die DDR war eben mehr als Club-Cola. Das mag vielleicht nicht ihre angenehmste Aufgabe sein, immer wieder ins Gedächtnis zu rufen, aber besonders durch ihre eigenen teilweise schlimmen Erfahrungen, die sie in der DDR machten, sind es gerade auch die Christinnen und Christen im Osten, die das Gedächtnis an Diktatur und Freiheitsentzug bewahren und ihre Stimme gegen die Ostalgie erheben. Jeder, der die Demokratie und die Freiheit liebt, kann sich darüber freuen, egal ob Christ oder nicht.

Doch dies gilt natürlich nicht nur für die DDR-Vergangenheit. Denn unser freiheitlich-demokratischer Konsens wird auch von anderer Seite torpediert: Wir müssen mit großer Beunruhigung beobachten, dass nationalsozialistisches Gedankengut und rechte Parolen wieder salonfähig werden. Dass rechtsradikale Parteien auch im Alltagsleben immer präsenter werden. Und dass sich auch in gebildeten und intellektuellen Milieus ein „Extremismus der Mitte“ breitmacht, dem wir uns mit allen Mitteln widersetzen müssen. Rechtes Gedankengut kommt nicht mehr nur in Springerstiefeln daher, es hat Anzug an, Kostüm und weiße Bluse. Frauen und Männer, wollen, dass es schick wird, rechtsextrem zu denken. Die Kirche, selbst, wenn sie in östlichen Bundesländern nicht so viele Mitglieder hat wie im Westen, ist dort dennoch noch der größte zivilgesellschaftliche Akteur und sieht sich besonders in

der Verantwortung, gegen rechtsextrêmes Gedankengut Einspruch einzulegen und die zivilgesellschaftlichen Kräfte gegen den Rechtsextrémismus zu bündeln. Ich habe Ihnen zu Beginn von dem Gedenkgottesdienst in Dachau während des Ökumenischen Kirchentages erzählt. Aber nicht nur Gedenkveranstaltungen halten die Erinnerung wach, wir müssen der Rechten auch unsere Begeisterung für die Demokratie entgegenhalten. Denn Begeisterung für die Demokratie, Witz, Humor und Enthusiasmus dürften eine wichtige Zutat sein im Kampf gegen rechte Extreme! Jeder, der mit seinem Herzen dabei ist, kann die Kirchen hierbei unterstützen, egal ob Christ oder nicht.

Heute bewegt mich in meinem politischen Alltag im Blick auf die Gesellschaft am meisten, was unsere Gesellschaft zusammenhält und wie wir einem zunehmenden Auseinandertrifften begegnen können. Die Schere wird breiter, nicht nur zwischen arm und reich, sondern es gibt immer mehr ein "Drinnen" und ein "Draußen". Ein Teil der jungen Menschen besuchen eine gute Schule, gehen zu Musikschule und in den Sportverein, sie können ihre Talente entdecken und fördern. Aber ein erheblicher Anteil hat all diese Möglichkeiten nicht. Wie kann es gelingen, dass keiner verloren geht, dass alle unserer Kinder zu mündigen und verantwortungsbewussten Menschen heranwachsen und wie können wir sie für das Engagement für das Gemeinwesen, für die Gemeinschaft gleichermaßen befähigen wie begeistern? Ein Drittel der Kinder in Ostdeutschland sind arm. Noch mehr sind arm an Möglichkeiten, ausgeschlossen von dem, was wir alle für selbstverständlich halten: dass Kinder ihre Talent entdecken, entfalten und sie in Chancen für ihr Leben verwandeln können.

Dies kann freilich die Politik allein nicht meistein, wir brauchen dazu alle gesellschaftlichen Kräfte, auch und ich hierbei sehe ich besonders die Kirchen. Verantwortung für den Nächsten, Miteinander, Gemeinschaft – das wird in besonderer Weise in den Gemeinden gelebt. Aber da gibt es auch noch etwas anderes, mit dem sich Kirche einbringt. Ich habe es schon erwähnt, es gibt mittlerweile über 1000 evangelische Schulen. Auch hier in Thüringen gab es in den vergangenen Jahren mehrere evangelische Schulgründungen, hier in Erfurt. Wie froh wir darüber sind! Warum aber sollte so etwas jemanden auch begeistern können, der gar nichts mit der Kirche zu tun hat? Warum sollte so jemand eine Schulgründung zustimmen? Sagen wir es so: Da diese Schulgründungen immer nur in Übereinstimmungen mit der Elternschaft und den politischen Kräften vor Ort möglich sind, beweist sich an ihrem großen Erfolg die verstärkte Nachfrage aus unserer Gesellschaft nach Orten nicht nur der Verstandes- sondern auch der Herzensbildung. Das ist bewusst so einfach gesagt, denn letztlich ist es das, warum es den Eltern geht. In allen Bildungseinrichtungen der evangelischen Kirche, vom Kindergarten über Regelschule und Gymnasium bis zum Seminar für Sterbebegleitung, geht es ganz im Sinne Luthers und Melanchthons gleichgewichtig um die Aneignung von Fertigkeiten und Kenntnissen zur Bewältigung des Lebens und immer auch um die Klärung der Fragen, warum und zu welchen Zwecken diese Fertigkeiten und Kenntnisse einzusetzen sind.

Christliche Bildung fragt nach dem woher und wohin für den Weg des einzelnen und der gesamten Weltgesellschaft, bietet die biblisch fundierten Deutungen als Lebens- und Orientierungshilfe an, wo andere sich auf die Fragen des was und wie des zu Erlernenden und Anzuwendenden beschränken. Sie muss dabei per se mehr sein als Schule, auch Schule für „Andere“: auch für die, die keine Christen sind, auch für die, benachteiligt sind und sonst keine Chance haben. Diesen Grundsätzen, so zeigen allein die Befragungen der Eltern, die ihre Kinder in die evangelischen Bildungseinrichtungen schicken, stehen auch Menschen sehr wohlwollend gegenüber, die selbst wenig oder gar nichts mit dem evangelischen Glauben zu tun haben. Ich denke, insbesondere hier kann man sehen, dass das, was die Kirche in der Bildung für die Gesellschaft leistet und welche Akzeptanz sie auch bei kirchenfernen Menschen damit findet.

Damit sind wir aber schon gleich auch bei einem Thema, dass ich zum Schluss noch einmal besonders erwähnen will, weil es mit besonders am Herzen liegt. „Suchet der Stadt Bestes“, das heißt ja nicht nur im Materiellen das Gute eine Stadt oder eines Staates zu suchen, indem man diakonischen Einrichtungen betreibt, soziale schwachen Menschen finanziell auf die Beine hilft oder Schulen baut. Denn neben diesem Materiellen, da gibt es ja auch noch das, was wir denken. Wie wir die Welt se-

hen, sie beurteilen. Die Menschen, so merken wir seit einiger Zeit, sind auf der Suche nach den Antworten zu diesen Fragen.

Da ist eine große Sehnsucht bei vielen Zeitgenossen zu spüren und Religion steht plötzlich ganz anders als früher auf der gesellschaftlichen Tagesordnung: Pilgern ist zur religiösen Massenbewegung geworden ist, an der sich auch dezidiert Säkulare beteiligen; einer Boulevard-Zeitung gibt die Bibel heraus und in der - gerade auch durch die Begegnung mit dem Islam - die Frage nach den eigenen religiösen Wurzeln und dem spirituellen Sein neu gestellt wird. Aber auch die Suche nach Sinn, nach Ortsbestimmung, nach Orientierung und Spiritualität, die sich (noch?) nicht auf Kirchen richtet, ist ein Zeichen dafür, dass in einer scheinbar völlig durchökonomisierten Welt die Suche nach dem nicht Berechenbaren, nicht Aussprechbaren, Numinosen präsent ist. Die allgegenwärtige Frage danach, was den Menschen, uns, eigentlich glücklich macht, dürfte ebenfalls ein Ausdruck der Sehnsucht nach Sinn sein. Die These, dass Modernität und Säkularisierung miteinander einhergehen, zeichnete sich schon früher durch einen meist stark eurozentrischen Blickwinkel aus. Doch auch im Blick auf die jetzigen Verhältnisse in unserem Land scheint diese Annahme m.E. mit deutlichen Fragezeichen besetzt.

„Suchet der Stadt Bestes“, dieser Satz geht ja auch noch weiter: „Suchet der Stadt Bestes ... und betet für sie zum HERRN“ Der christliche Glaube weiß, dass das gute Leben und der Glaube an Gott zusammengehören. Die Kirchen können Hilfestellung geben bei der Suche nach Sinn und Orientierung. Denn bei allem sozialen Engagement, bei allem Dienst für die Gesellschaft dürfen wir nicht vergessen, was allererster Auftrag der Kirche ist: sie hält mitten in der Welt einen Platz frei für Gott, sie verkündet das Wort Gottes. Sie weiß, dass all unser Tun nur das Vorletzte ist. Sie kann den Menschen eine geistliche Heimat bieten, in dem er Trost findet im Leben und im Sterben.

Wenn aber Glaube Heimat sein soll, dann gehört dazu auch die Auseinandersetzung mit anderen, die Kontroverse, der Streit um Überzeugungen, – eben das, was wir gemeinhin Öffentlichkeit nennen. Dafür brauchen wir in der Kirche wahrnehmbare Stimmen, starke Senderinnen und Sender des Glaubens. Wir brauchen mehr Menschen, die zu ihrem Wagnis des Glaubens stehen und von der Einzigartigkeit dieser zugleich beruhigenden und beunruhigenden, entlastenden und fordernden Erfahrung mitreißend berichten können. Sowohl für unser Land als auch für die Kirchen selbst kann dieser Streit der Überzeugungen, so meine ich, nur vorteilhaft sein. Gut für unser Land und unsere Stadt, weil sich zeigt, dass der christliche Blick auf die Welt und die daraus folgende Praxis auch anschlussfähig ist für Menschen, die diesen Glauben nicht teilen. Gut für die Kirche, weil die die Anfrage von außen davor bewahren, ein in sich geschlossener und weltvergessener Verein zu werden.

Ich habe begonnen mit Dietrich Bonhoeffer und ich will mit ihm auch schließen. Dietrich Bonhoeffer war radikal, in seinem Denken wie in seinem Handeln. Sein Leben muss für uns Christen Ansporn sein, wir sind gerufen, für Überzeugungen einzustehen, uns nicht entmutigen zu lassen von den Unzulänglichkeiten der Welt und von den eigenen, nicht von den Fehlern und den Kompromissen, die wir eingehen. Wir müssen die Welt immer wieder ein Stückchen besser machen wollen. Dabei „muss“, wie Bonhoeffer schreibt, „ in der gegebenen Situation beobachtet, abgewogen, gewertet, entschieden werden, alles in der Begrenzung menschlicher Erkenntnis überhaupt. Es muss der Blick in die nächste Zukunft gewagt, es müssen die Folgen des Handelns ernstlich bedacht werden, ebenso wie eine Prüfung der eigenen Motive, des eigenen Herzens versucht werden muss. Nicht die Welt aus den Angeln zu heben, sondern am gegebenen Ort das im Blick auf die Wirklichkeit Notwendige zu tun, kann die Aufgabe sein.“ Seine Worte von damals gelten auch für uns heute.

Sie sehen, ich sehe die Situation der „konfessionslosen Zeiten“ keineswegs negativ. Ganz im Gegenteil. Ich halte die gegenwärtige Zeit für eine sehr spannende. Eine, die herausfordert, Christen wie Nicht-Christen. Womöglich hier und da eine missionarische Gelegenheit. Gemeinsam sind wir auf dem Weg das zu suchen, was für unsere Dörfer und Städte und unser Land das Beste ist. „Suchet der

Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum Herrn, denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's auch euch wohl“ (Jer 29,7).

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.